

Karl Marx: Das Kapital

Erster Abschnitt: Ware und Geld

1. Kapitel: Die Ware

3. Unterkapitel: Die Wertform oder der Tauschwert

- Nochmals zur Wiederholung: Zur Ware werden die Dinge erst durch ihre „Doppelform“ als Gebrauchsgegenstände und als Wertträger. Oder: als „**Naturalform und Wertform**“. (S. 62, 1. Absatz)
- Im Gegensatz zum Gebrauchswert weiß man bei der Wertform aber nicht, „wo sie zu haben ist“, es „steckt kein Atom Naturstoff“ in ihr. Dass die Ware als Wertding „unfaßbar“ ist, ist nach Marx auch logisch, denn der Wert kommt ihr nicht von Natur aus zu, sondern ist Resultat eines gesellschaftlichen Prozesses und kann daher auch nur in einem gesellschaftlichen Verhältnis, im Warentausch, erscheinen. D.h. auch, er kann sich überhaupt nur als Tauschwert äußern. (S. 62, 2. Abs.)
- Jetzt wird ein neuer Begriff eingeführt: **Geldform**. Sie ist die gemeinsame Wertform aller Waren. Die Genesis der Geldform aufzuzeigen, ist der Inhalt dieses Unterkapitels. Damit würde auch das Geldrätsel verschwinden. (S. 62, 3. Abs.)
- Marx prüft im Folgenden verschiedene Wertformen, also Verhältnisse von Wertdingen zueinander, daraufhin, inwiefern sie geeignet scheinen, den universalen Tausch von Waren, wie er für die kapitalistische Gesellschaft charakteristisch ist, zu erklären. Das einfachste Wertverhältnis ist zunächst das von einer bestimmten Ware zu einer bestimmten – von ihr verschiedenen – anderen, oder:

→ Die einfache, einzelne oder zufällige Wertform, ausgedrückt in der Gleichung:

$$x \text{ Ware A} = y \text{ Ware B}$$

- In dieser einfachen Gleichung steckt nach Marx schon das „Geheimnis aller Wertform“, weshalb sie am ausführlichsten untersucht wird. (S. 63, 1. Abs.)
- Eine Ware (A) drückt in der Gleichung ihren Wert in einer anderen, von ihr verschiedenen Ware (B) aus. Am konkreten Beispiel: 20 Ellen Leinwand drücken ihren Wert aus in 1 Rock. Damit ist schon deutlich, dass den beiden Seiten der Gleichung eine unterschiedliche Funktion zukommt. Die linke Seite ist die aktive, denn Ware A drückt ihren Wert in einer anderen Ware B aus, während umgekehrt Ware B auf der rechten Seite nur als Wertausdruck für Ware A dient, also passiv ist. Weil sich also die linke Seite auf die rechte bezieht, nennt Marx sie die **relative Wertform**. Die Ware B dagegen „funktioniert als Äquivalent oder befindet sich in **Äquivalentform**.“ (S. 63, 2. Abs.)
- Die Ware, die in der Äquivalentform steht, drückt also in dieser Gleichung nicht ihren eigenen Wert aus, sondern liefert lediglich den Wertausdruck derjenigen Ware, die sich in relativer Wertform befindet. Beide Formen sind untrennbar miteinander verbunden – denn eine Ware kann ihren Wert überhaupt nur im Verhältnis zu einer anderen ausdrücken - und schließen sich zugleich gegenseitig aus, denn eine Ware kann nicht zugleich Äquivalent sein und in der relativen Wertform stehen. Die Betonung liegt allerdings auf „zugleich“, denn natürlich kann man die Gleichung umkehren: wenn 20 Ellen Leinwand = 1 Rock, so gilt auch 1 Rock = 20 Ellen Leinwand. Durch die Umkehrung verändert sich aber auch jeweils die Funktion von Leinwand und Rock. (S. 63, Abs. 3 und 4; sowie S. 64, Abs. 1)
- Dabei spielt die quantitative Seite für die Untersuchung der einfachen Wertform zunächst keine Rolle. Ob 20 Ellen Leinwand gleich 1 oder gleich 20 Röcke, ist irrelevant: „Leinwand = Rock ist die Grundlage der Gleichung“. (S. 64, Abs. 2 und 3)
- Beide Waren werden in der Gleichung als Wertdinge behandelt, denn nur als solche – d.h. unter Absehung von ihrer je qualitativen Unterschiedlichkeit – können sie überhaupt gleichgesetzt werden. (S. 64, Abs. 4)

- So wie Ware A und Ware B als Wertdinge einander gleichgesetzt werden, so auch die in ihnen verkörperte Arbeit. Und so wie es bei den Waren in der Gleichsetzung als Wertdinge nicht mehr um deren qualitative Verschiedenheit geht, so gilt dies auch für die zu ihrer Herstellung notwendige Arbeit: es geht um abstrakt menschliche Arbeit, nicht um konkrete, die ja wiederum nicht gleichsetzbar wäre. (S. 65, Abs. 1 und 2)
- Nun ist aber der Rock in seiner Naturalform zunächst „bloßer Gebrauchswert“, d.h. ohne die o.g. Gleichung drückt er „ebensowenig Wert aus als das erste beste Stück Leinwand“. (S. 66, Abs. 1)
- Erst jetzt, d.h. auf S. 67, bezieht Marx quantitative Bestimmungen in die Untersuchung mit ein, denn „jede Ware, deren Wert ausgedrückt werden soll, ist ein Gebrauchsgegenstand von gegebenem Quantum“ und enthält daher ein bestimmtes Quantum menschlicher Arbeit. In der Wertform muss insofern nicht nur Wert allgemein ausgedrückt werden, sondern ein quantitativ bestimmter Wert, eine bestimmte Wertgröße. Am konkreten Beispiel ging es darum, den Wert von 20 Ellen Leinwand auszudrücken und in der Gleichung wurde unterstellt, dass der Wertschubstanz von 20 Ellen Leinwand genau die Wertschubstanz von 1 Rock entspricht, dass also 20 Ellen Leinwand genau soviel Arbeitsquanta enthalten wie 1 Rock. (S. 67, Abs. 2 und 3)
- Die zur Produktion von Leinwand und Rock durchschnittlich notwendige Arbeit verändert sich aber in dem Moment, wo sich die Produktivkraft verändert. Wie das geschieht und wie sich das auf die relative Wertform auswirkt, wird auf S. 68f. anhand einiger Beispielfälle untersucht.
 1. Beispiel: die Wertgröße der 20 Ellen Leinwand verändert sich einmal, indem die zu ihrer Produktion notwendige Arbeitszeit sich verdoppelt, die des Rockes bleibt dagegen gleich. Die Gleichung würde jetzt heißen: 20 Ellen Leinwand = 2 Röcke. Sie verändert sich zweitens, indem sich die notwendige Arbeitszeit halbiert. Die Gleichung hieße: 20 Ellen Leinwand = Rock
 2. Beispiel: Der Wert der Leinwand bleibt konstant, der des Rockes ändert sich: verdoppelt sich die zu seiner Produktion notwendige Arbeitszeit → 20 Ellen Leinwand = Rock; halbiert sie sich → 20 Ellen Leinwand = 2 Röcke
 3. Beispiel: Die notwendige Arbeitszeit von Leinwand und Rock verändert sich in gleicher Richtung und Proportion. Die Gleichung bliebe dadurch unverändert und man würde den Wertwechsel von Rock und Leinwand erst im Verhältnis zu einer anderen dritten Ware bemerken, wenn deren Wert konstant geblieben ist. Verändern sich die Werte aller Waren in gleicher Weise, könnte man den Wertwechsel nur daran erkennen, dass in der gleichen Zeit weniger oder mehr Waren hergestellt werden.

→ alle anderen denkbaren Fälle – z.B. Leinwand und Rock ändern ihre Werte in gleicher Richtung, aber in unterschiedlichem Ausmaß, oder sie ändern ihre Werte zwar im gleichen Ausmaß, aber in entgegengesetzter Richtung – kann man dann in Anwendung der ersten drei Fälle durchspielen.
- Es hat sich also gezeigt: Der relative Wert einer Ware kann sich verändern, obwohl ihre Wertgröße konstant bleibt, einfach weil sich die Wertgröße der anderen Ware verändert. Der relative Wert kann aber auch gleich bleiben, obwohl ihre Wertgröße sich verändert, wenn nämlich die Wertgröße der anderen Ware sich analog verändert, sich also z.B. die Wertgröße beider Waren verdoppelt.
- Dann geht Marx (ab S. 70) zur Untersuchung der Äquivalentform über. Es wurde bereits erwähnt, dass der Rock zunächst Gebrauchswert ist, aber in der Gleichung und der Leinwand gegenüber als Wertding oder Wertkörper gilt.
- Der Rock (Ware B) dient also der Leinwand (Ware A) als Wertausdruck, er kann aber niemals seinen eigenen Wert oder die Wertgröße von Röcken ausdrücken. Weil Ware B also ihren Wert nicht ausdrückt, und weil der Rock eigentlich „bloßer Gebrauchswert“ ist, wird in der Gleichung eigentlich Wert (der Ware A, der Leinwand) durch Gebrauchswert (der Ware B, des Rockes) ausgedrückt, bzw. der Gebrauchswert erscheint als Wert. Die Naturalform der Ware B oder ihr Gebrauchswert wird zur „Erscheinungsform seines Gegenteils,

des Werts. Die Naturalform der Ware wird zur Wertform.“ (S. 70, Abs. 4), oder anders: Gebrauchswert wird zum Ausdruck von Wert, eine natürliche Eigenschaft der Dinge zum Ausdruck einer gesellschaftlichen Bestimmung.

- Das gilt freilich nur innerhalb des Wertverhältnisses, also in der o.g. Gleichung (vgl. Fußnote 21 S. 72 der Vergleich zum Verhältnis König/Untertanen).
- Dann kommt das Beispiel mit dem Gewicht einer Ware zur Illustration der Notwendigkeit einer anderen, um Gewicht/Wert auszudrücken. (S. 71, 2. Absatz.) Die Analogie ist freilich schief, wie Marx selbst betont, weil Gewicht eine natürliche Eigenschaft der Dinge ist, der Wert indes eine gesellschaftliche. Das Problem besteht aber darin, dass es ebenso natürlich zu sein scheint, dass eine Ware den Wert einer anderen ausdrückt, „also von Natur Wertform besitzt“, dass das Gesellschaftliche also verschleiert wird. (S. 72, Abs. 0)
- Auf S. 72f., Abs. 1 und 2 zeigt Marx, dass die Wandlung der Äquivalentform von der Naturalform zur Wertform auch für die in diesem Ding enthaltene Arbeit gilt. Denn eigentlich steckt im Rock konkrete, nützliche Arbeit. Wenn er allerdings als Wertausdruck der Leinwand fungiert, zählt nur die abstrakt menschliche Arbeit: Die zweite Eigentümlichkeit der Äquivalentform besteht also darin, „daß konkrete Arbeit zur Erscheinungsform ihres Gegenteils, abstrakt menschlicher Arbeit wird.“ (S. 73)
- Weiter: obwohl die für die Herstellung des Rockes nötige Arbeit zunächst unabhängig von anderen betriebene Privatarbeit ist, gilt sie in der Wertform als „Arbeit in unmittelbar gesellschaftlicher Form“. (S. 73, Abs. 2)

→ Die Ware, die nur den Wertausdruck einer anderen liefern soll, weist also drei Eigentümlichkeiten auf: 1. Ihre konkrete Beschaffenheit ist in diesem Ausdruck verkörperter Wert. 2. Die nützliche Arbeit, die das Äquivalent hervorgebracht hat, dient als Ausdruck allgemein menschlicher, abstrakter Arbeit. 3. Dass die Produzenten ihre Arbeiten nicht aufeinander abstimmen, es also unabhängig voneinander betriebene Privatarbeiten sind, ist irrelevant: Ihre Arbeit gilt als unmittelbar gesellschaftliche.

- Wenn Waren also in der Wertform auftreten können, gilt alle menschliche Arbeit gleich. Solange Arbeit aber noch nicht warenproduzierende ist, kann sie als solche auch nicht erkannt werden. Das zeigt das Aristoteles-Beispiel: Der kam wie Marx auf die Idee, dass es ein gemeinsames Drittes geben muss, konnte aber nicht die Arbeit als dieses Dritte identifizieren, weil die damalige Gesellschaft auf Sklavenarbeit fußte und die Arbeit keine warenproduzierende war. Dass man also, wie im Bsp., Haus und Polster gleichsetzen kann, galt Aristoteles deshalb als in Wahrheit unmöglich und nur als „Notbehelf“. Denn die Voraussetzung dafür wäre die „Gleichheit und gleiche Gültigkeit aller Arbeiten, weil und insofern sie menschliche Arbeit überhaupt sind“. (S. 74, Abs. 1 und 2)
- Nur in dieser Form, der Wertform, gibt es Warenproduktion. Während also zu allen Zeiten das Arbeitsprodukt Gebrauchsgegenstand war, ist es nur in der kapitalistischen Gesellschaft Ware im Sinne der o.g. Doppelform als Gebrauchsgegenstand und Wert. (S. 76, Abs. 1)

→ Der ‚Mangel‘ der einfachen Wertform liegt auf der Hand und besteht darin, dass sie ein universelles Warendasein gar nicht zulässt. Sie stellt ja nur ein einziges Austauschverhältnis dar. Statt also die Vergleichbarkeit der Ware A mit allen anderen erdenklichen Waren zu zeigen, zeigt sie nur die mit einer bestimmten anderen Ware B. Gegen diesen ‚Mangel‘ kann man aber einwenden, dass es ja gleichgültig und zufällig ist, von welcher Art die Ware B sein soll. Man könnte ja jede erdenkliche andere Ware einfach in die Äquivalentform setzen. Und das ist auch schon der Übergang zur

→ **Totalen oder entfalteten Wertform (ab S. 77), ausgedrückt in der Gleichung**
 $z \text{ Ware A} = u \text{ Ware B} \text{ oder } = v \text{ Ware C} \text{ oder } = w \text{ Ware D usw.}$

- Die Veränderung gegenüber der einfachen Wertform ist erst mal recht gering: anstelle einer Ware erscheinen alle Waren bis auf eine in der Äquivalentform. Damit wird auch nochmals deutlich, dass hier vom je unterschiedlichen Gebrauchswert abgesehen wird und dass die zur Produktion der Ware A nötige Arbeit tatsächlich unterschiedslos allen anderen Arbeiten

- gleich gilt, egal welche Naturalform diese Ware hat und welche konkrete nützliche Arbeit zu ihrer Produktion nötig ist. (S. 77, Abs. 1)
- Damit verschwindet auch die Zufälligkeit, durch die die einfache oder einzelne Wertform noch gekennzeichnet war. Dass in der ersten Form Rock und Leinwand gleichgesetzt werden konnten, hätte ja auch Zufall sein können. Jetzt zeigt sich, dass sich der Wert der Leinwand auch in Kaffee, Eisen, Weizen, Gold usw. ausdrücken kann. Deutlich wird auch, dass nicht der Austausch die Wertgröße bestimmt (denn der Wert von Ware A bleibt ja gleich, egal in welchem Äquivalent er sich darstellt), sondern dass die Wertgröße umgekehrt das Austauschverhältnis bestimmt. (S. 78, Abs. 1)
 - Der ‚Mangel‘ der totalen Wertform ergibt sich zum einen daraus, dass der relative Wertausdruck der Ware A unfertig ist: schon die Aufzählung aller Waren als Äquivalente ist letztlich niemals abzuschließen. Zum anderen aber kann man die Allgemeinheit des Werts und die totale Gleichheit und Gleichgültigkeit aller Arbeiten so nicht einheitlich und allgemein darstellen, sondern nur für eine Ware. Für jede andere Ware ergäbe sich eine jeweils andere Äquivalentenkette. (S. 78 Abs. 1; S. 79, Abs 0)
 - Gesucht ist aber ein Wertausdruck, der für alle Waren anwendbar ist, keiner, der von Ware zu Ware wechselt. Betrachtet man die Sache aber mal nicht aus Sicht derjenigen Ware, die ihren Wert ausdrücken soll, sondern von der Äquivalentenseite her und erinnert man sich daran, dass die Gleichung prinzipiell umkehrbar ist, so fällt auf, dass ja jede der Waren auf der rechten Seite der Gleichung eigentlich auch ihren Wert in der Ware auf der linken Seite darstellen könnte. Kehrt man die Gleichung also einfach um, so erhält man die

➔ Allgemeine Wertform, ausgedrückt z.B. in der Gleichung

$$u \text{ Ware B, } v \text{ Ware C, } w \text{ Ware D usw.} = z \text{ Ware A}$$

- So erhält man eine einfache (weil in einer Ware) und allgemeine (weil in derselben Ware) Darstellung des Werts aller Waren. (S. 79 unten)
- Damit sind (fast) alle Werte bestimmt, ausgeschlossen ist nur eine einzige Ware, die noch in der Äquivalentform steht, sie drückt nicht ihren eigenen Wert aus, sondern ist passiv und dient nur als Wertausdruck für andere Waren. (S. 80, Abs. 3 und 4)
- Damit ist auch klar, dass sämtliche Waren nicht unmittelbar miteinander austauschbar sind, sondern nur mit Bezug auf das eine ausgeschlossene Äquivalent. (Besonders deutlich in der Fußnote 24 auf S. 82f.) Dieses nennt Marx das „**allgemeine Äquivalent**“. Es ist die „sichtbare Inkarnation...aller menschlichen Arbeit...Reduktion aller wirklichen Arbeiten auf den ihnen gemeinsamen Charakter menschlicher Arbeit, auf die Verausgabung menschlicher Arbeitskraft.“ (S. 81, Abs. 2)
- Erst die allgemeine Wertform kann also den universalen Warentausch aufzeigen und erklären.
- Grundsätzlich kann jede Ware in der allgemeinen Äquivalentform stehen, entscheidend ist, dass es eben nur eine ist. Welche, das ist nun nicht mehr Resultat theoretischer Überlegungen, sondern historisch-praktischer Festlegung. Diese besondere Ware wird durch ihren dauerhaften Ausschluss von der relativen Wertform „zur **Geldware** oder funktioniert als Geld.“ (S. 83, Abs. 3)
- Die **Geldform** – und um deren Genese geht es in dem Kapitel ja - ist damit eigentlich nur eine bestimmte Form der allgemeinen Wertform. Der Übergang von der allgemeinen Wertform zur Geldform ist ein historischer Prozess und historisch legte man sich irgendwann aus bestimmten Gründen auf Gold als allgemeines Äquivalent fest. (S. 84, Abs. 0, 1 und 2) Letztlich ist aber auch das Gold zunächst eine Ware wie jede andere, bevor es in Geldform auftritt: „Gold tritt den anderen Waren nur als Geld gegenüber, weil es ihnen zuvor als Ware gegenüberstand.“ (S. 84)
- Am Schluss kommt noch ein neuer Begriff, der der **Preisform**: den einfachen relativen Wertausdruck einer Ware im Verhältnis zu einer anderen, die bereits als Geldware funktioniert, nennt Marx die „Preisform“. (S. 84 unten)